

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 61 (1967)
Heft: 9

Artikel: Heiliger Krieg
Autor: Stone, I.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141298>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heiliger Krieg

I. F. Stone bespricht nachfolgend eine Bestandesaufnahme, die unter dem Titel «Le conflit israélo-arabe» von der Zeitschrift «Les Temps Modernes» im Juni 1967 veröffentlicht wurde. Der französische Philosoph Sartre zeichnet verantwortlich für diese Publikation von 991 Seiten. Was uns veranlasst, unseren Lesern diese sehr anspruchsvolle Darstellung des Problems zu unterbreiten, ist die Sachkenntnis, mit der I. F. Stone den Fragen auf den Grund geht und, trotzdem er als Jude durch die Ereignisse zutiefst betroffen und aufgewühlt sein muß, dennoch sein Äußerstes tut, auch der Gegenseite gerecht zu werden.

In Sartre's Gegenüberstellung kommen 17 Araber und 26 Israelis (unter den letzteren vier in Israel lebende Araber und ein Druse) zum Wort. Das Buch Sartre's richtet sich, nach seinen eigenen Worten, an die Parteien der Linken — an uns im Westen. Wir sollen über unsere Sympathien oder Abneigungen hinweg nach *der Wahrheit* suchen.

I. F. Stone's Besprechung erschien in der «New York Review of Books» vom 3. August 1967.

Von Propaganda und Gefühl befreit, ist das Palästinaproblem lediglich der Kampf zweier Völker um das selbe Stück Land. Für die Juden war die Schaffung des Staates Israel eine Rückkehr, in aller mystischen Bedeutung dieses Wortes. Für die Araber war es eine weitere Invasion. Sie hat die beiden Völker innerhalb von zwanzig Jahren in drei Kriege verwickelt. Jeder führte Israel zum Sieg, und mit jedem Sieg ist Israel grösser geworden. Mit jedem Sieg ist auch die Zahl der arabischen Heimatlosen gewachsen.

Heute eine Lösung zu finden, die beide Völker zufriedenstellt, ist gleichbedeutend mit der Bemühung um die Quadratur des Zirkels. Mathematisch ausgedrückt, sind die Ziele der Juden und der Araber incommensurabel; sie können nicht mit dem selben Mass gemessen werden. Ihre einander widerstrebenden Ambitionen können keinem Sittenkodex eingegliedert werden, der über eine Stammesethik hinausgeht. Dies ist es, was jeden Aussenstehenden, der sich bemüht, beide Völker zufriedenzustellen, so sehr enttäuscht. Seit zwei Jahren versuchte Jean Paul Sartre, Israelis und Araber in einer Sonderausgabe seiner Revue «Les Temps Modernes» zu einem Meinungsaustausch zu bewegen. Der dritte Krieg zwischen den beiden Völkern brach aus, während «Le conflit israélo-arabe» im Druck war.

Information, nicht Parteinahme

Die lange ersehnte Sonderausgabe der «Temps Modernes» über «Le conflit israélo-arabe» ist die erste im Druck erschienene Gegenüberstellung der Ansichten arabischer und jüdischer Intellektueller. Leider stellt sich heraus, dass es 991 Seiten eines Doppelmonologs eher als eines Dialogs geworden sind. Die beiden Gruppen der Mitarbeiter sitzen nicht bloss in getrennten Räumen wie etwa Arbeitgeber und Streikende in einem hartnäckigen Arbeitskonflikt, sie befinden sich sozusagen in verschiedenen Welten, was bewirkt, dass die einfachsten Fakten von den beiden Lagern manchmal diametral entgegengesetzt interpretiert werden. Die Physik befasst sich seit einiger Zeit mit einem neuen Problem in der Sphäre von Materie und Anti-

materie, die beide in Raum und Zeit zusammen präsent, doch infolge ihrer total verschiedenen Eigenschaften immer voneinander getrennt bleiben müssen. Der Israeli-Araber-Streit scheint auf dem Gebiete der Politik dazu die nächstliegende Analogie zu sein.

Die Bedingungen, welche für gemeinsames Erscheinen von Israelis und Arabern in einer Ausgabe von «Les Temps Modernes» gestellt wurden, schlossen nicht allein Zusammenarbeit, sondern sogar normale redaktionelle Vermittlung aus. *Claude Lanzmann*, der diesen Sonderband redigierte, bemerkte dazu in seiner Vorrede, dass die Auswahl der Mitarbeiter und Themen voll und ganz den beiden Parteien überlassen werden musste. Die Araber drohten, sich vollständig zurückzuziehen, wenn ein Artikel von *A. Razak Abdel-Kader* aufgenommen würde, einem Algerier, der israelisch-arabische Versöhnung befürwortet. Als die Israelis den Einwand erhoben, Abdel-Kader sollte sich in «Les Temps Modernes» mindestens als Privatperson äußern dürfen, bestanden die Araber auf ihrem absoluten Veto: Wenn Abdel-Kader mitmachte, kam das Buch nicht zustande.

In seinem Vorwort legt *Jean Paul Sartre* dar, was ihn bewegte, das schwierige Unternehmen eines Versuchs, Israelis und Araber zu versöhnen, überhaupt zu wagen. Einer seiner Beweggründe lässt an die erhabenste Zeit seines Lebens, seine Tätigkeit in der Résistance, zurückdenken. «Für alle von uns, die jene Erfahrungen machten», schreibt Sartre, «ist der Gedanke nicht zu ertragen, dass eine jüdische Gemeinschaft, was immer und wo immer sie sein möge, dieses Golgatha noch einmal durchmache und Märtyrer für ein neues Gemetzel stelle.» Das andere Motiv war Sartres Hilfe an die Araber in ihrem Kampf um die algerische Unabhängigkeit. Diese Erinnerungen verbinden ihn mit beiden Völkern und verschaffen ihm die Achtung beider, wie der Empfang, der ihm letztes Jahr in Ägypten wie in Israel zuteil wurde, beweist. Seine Absicht in der Darlegung der beidseitigen Auffassungen sei einfach zu *informieren*, fügt er wehmütig hinzu. Er hofft immerhin, dass Kenntnis an sich zugunsten des Friedens wirke, «lässt sie doch früher oder später Wissen anstelle der Leidenschaft treten». Doch gehen die Wurzeln dieses Konfliktes tiefer, als Vernunft reicht, es ist darum ganz ungewiss, ob Information Leidenschaft durch Wissen ersetzt.

Anachronismus des Gewaltglaubens

Die Erlebnisse, denen M. Sartre seine emotionellen Bindungen verdankt, haben mit dem neuen Kampf nichts zu tun. Beide Seiten ziehen aus ihnen Schlüsse, die einen an Vernunft und Errettung der Menschheit glaubenden Zeitgenossen zutiefst erschüttern müssen. Die meisten Juden und Israelis haben aus der Hitlerzeit die Überzeugung gewonnen, dass man in dieser Welt, falls man bedroht wird, bereit sein muss, zu töten oder getötet zu werden. Die Araber sind nach dem Algerienkonflikt überzeugt, dass selbst als man es mit einem so vernünftigen und zivilisierten Volk wie den Franzosen zu tun hatte, die Befreiung auch nicht anders als mit Schusswaffe und Messer zu erzwingen war.

Beide, Israelis und Araber, sind, anders gesagt, der Meinung, dass nur

Gewalt für Gerechtigkeit sorgen kann. Darin stimmen sie überein, und das legt auch den Kurs fest, der sie zum Kampf gegeneinander führt. Die Juden glauben, Gerechtigkeit erfordere die Anerkennung Israels als eine Tatsache, für die Araber bedeutet die Anerkennung dieser Tatsache nichts anderes als die Zustimmung zum Unrecht, das ihnen mit der Eroberung Palästinas angetan wurde. Wenn Gott tot ist, wie manche Leute behaupten, so erlag er ohne Zweifel beim Versuch, das arabisch-jüdische Problem einer gerechten Lösung zuzuführen.

Der Streit zwischen ihnen beginnt schon beim Bericht der Bibel. «Deinem Samen will ich dies Land geben, von dem Wasser Ägyptens an bis an das grosse Wasser Euphrat.» Für die Juden, seien sie religiöse oder weltliche Mystiker, ist dies der Grundstein ihres Rechtes auf das Gelobte Land. Der Eingangsartikel im arabischen Teil der «Temps Modernes» erwidert, dass der «Same», der in Genesis erwähnt wird, auch die Nachkommen von Ismael einschliesst, da er der Sohn Abrahams und der Vorfahr aller christlichen und Muslim-Araber war.

All dies mag einem als anachronistischer Unsinn vorkommen, doch ist dies eben ein anachronistischer Streit, und die Bibel ist noch immer der beste Führer darin. Nirgends sonst findet sich eine Parallele zu ihrem Rassenhass. Ich kenne in der Bibel kein Wort des Mitleids für die Kanaaniter, die von den Hebreern bei der Eroberung des Landes niedergemacht wurden. Von all dem Unsinn, der den jüdisch-arabischen Streit auszeichnet, ist wohl am widersinnigsten das Gerede vom Heiligen Land als Symbol des Friedens, das beide Parteien im Munde führen. Kein Land auf Erden ist vom Blut von mehr Schlachten getränkt. Und nirgends ist Religion so eifrig als Vorwand für brudermörderischen Streit benutzt worden. Das hebräische Schalom und das arabische Salaam sind gleich heuchlerisch, Überbleibsel einer gemeinsamen Beduinenvergangenheit. Bis auf den heutigen Tag sind Stammesfehden der beliebteste Sport der Beduinen; als ersten Gruss «Friede» zu entbieten, ist ein Gebot der Vorsicht, soll nicht jedes zufällige Zusammentreffen zu Blutvergiessen führen.

*Mässigung im Ausdruck,
aber grundverschiedene Beurteilung des Konfliktes*

In biblischer Sicht sind die Juden seit 3000 Jahren in Palästina ein- und ausgezogen. Sie kamen von Euphrates her unter Abraham. Sie kehrten unter Moses und Josua aus Ägypten zurück. Sie kehrten wieder zurück aus der Babylonischen Gefangenschaft und wurde neuerdings zerstreut, nachdem Jerusalem im Jahre 70 A. D. von den Römern erobert wurde. Dies ist ihre dritte Rückkehr. Die Araber fühlen, sie haben einen höheren Anspruch auf das Land, weil sie an Ort und Stelle blieben. Dieses Auftreten Seite an Seite in «Les Temps Modernes» gibt aber nicht die unverfälschte Atmosphäre einer alten Clanrivalität wieder. Jede der beiden Parteien tut sich etwas Zwang an. Die arabische Seite bietet kein Muster der blutrünstigen Radioappelle, in denen sich die Araber gehen lassen. Die Israelis bringen keinen Beitrag vom rechten Flügel der Zionisten, die von einem Grossisrael vom

Nil zum Euphrat träumen (wie es in Genesis versprochen war), wobei das Schicksal der arabischen Einwohner vollständig gleichgültig ist. Weder die eine noch die andere Seite erlaubt sich eine offene Darstellung der Realpolitik, die arabische Nationalisten wie Nasser in einem Krieg gegen Israel die einzige Möglichkeit sehen lässt, die arabische Einheit zu verwirklichen, und die anderseits jüdische Nationalisten, wie Ben Gurion und Dayan, den Schluss ziehen lässt, dass arabische Zwietracht und Rückständigkeit die wesentliche Grundlage für Israels Sicherheit und Wachstum bilden. Keine Stimme auf der arabischen Seite predigt einen Heiligen Krieg, in welchem ganz Israel massakriert würde, während auf der andern Seite sich niemand zu der zynisch-fröhlichen Ansicht bekennt, die man etwa in privaten Gesprächen hört, dass für Israel keine wirkliche Alternative bestehe, als dass es den Arabern so alle fünf oder zehn Jahre die Nase blutig schlage, bis sie den Verlust Palästinas als unwiderruflich anerkennen.

Doch ist das Bild nicht ganz symmetrisch, da ist zunächst die Asymmetrie des Sieges und der Niederlage. Der Sieger ist bereit, mit den Besiegten zu verhandeln, wenn der letztere sich mit der Niederlage abfindet. Der Besiegte ist natürlich weniger auf diese Art von Objektivität eingestellt. Der Redaktor *Claude Lanzmann* spricht auch von einer «Asymmetrie zwischen den zwei Gruppen von Artikeln, die auf einem radikalen Unterschied in der Beurteilung des Konfliktes und dem Unterschied der politischen Regimes in den engagierten Ländern beruht». Wenn sie von ihren Regierungen oder Organisationen auch nicht ausdrücklich ermächtigt wurden, teilzunehmen, erklärte Mr. Lanzmann, so schrieben doch alle Araber ausser den Nordafrikanern erst nach Konsultation und dazu verteidigen sie eine gemeinsame Position, während die Israelis, «wie es in einer westlichen Demokratie üblich ist», entweder für sich selber sprechen oder für eine ihrer vielen Parteien. Doch soll man diesen Unterschied in der Einstellung nicht übertreiben. Was die Grundfrage anbetrifft, die die beiden Parteien trennt, so ist kein arabischer Teilnehmer bereit, die Anerkennung des Staates Israel zu befürworten, während anderseits auch nur *ein* Israeli-Teilnehmer sich bereit erklärt, die Umwandlung Israels in etwas anderes als einen grundsätzlich jüdischen Staat zu empfehlen. Wie tief dieser nationale Unterschied geht, kann ermessen werden aus den Ereignissen in Israels Kommunistischer Partei. Anderswo haben sich nationale Abspaltungstendenzen in der einst monolithischen Welt des Kommunismus gezeigt. In Israel spalteten die gleichen nationalistischen Tendenzen die Kommunistische Partei in zwei Organisationen – eine jüdische und eine arabische. Die Zeit, da arabische Kommunisten, getreulich der Moskauer Linie folgend, in die Gefängnisse Ägyptens, Iraks, Syriens und Jordaniens wanderten, weil sie den 1947er Teilungsplan unterstützten, ist längst vorüber. Heutzutage finden arabische und jüdische Kommunisten keine gemeinsame Grundlage mehr. Es wäre schwer, einen Araber zu finden, der mit *Moshe Sneh*, dem Führer der jüdischen Kommunistischen Partei in Israel, einig gehen würde, als er der Zeitung «L'Express» (19. bis 25. Juni) erklärte: «Unser Krieg ist gerecht und rechtmässig. Was die 13 arabischen Staaten, von ihrem Regime abgesehen,

gegen uns einigte, war nicht Anti-Imperialismus, sondern Panarabismus und antijüdischer Chauvinismus.» Er fügte kühn hinzu, dass Moskau, indem es die Araber unterstützte, «der Politik der internationalen Linken und dem Geist von Tashkent den Rücken gekehrt hätte». Aber sogar Snehs scharfer Rivale, *Meir Vilner*, der jüdische Führer der arabischen Kommunistischen Partei und einer der wenigen Juden, die noch darin blieben, drückt sich in «Les Temps Modernes» in Formulierungen aus, mit denen kein arabischer Teilnehmer einverstanden ist. Mr. Vilner befürwortet die Rückkehr aller Flüchtlinge, die nach Israel zurückzugehen wünschen. Er steht ein für volle Gleichstellung der Araber in Israel und für eine neutralistische Politik. Aber er verteidigt die Existenz von Israel als rechtmässige Tatsache und bestreitet, dass man «das Volk von Israel irgendwie mit algerischen Colons oder mit Kreuzfahrern vergleichen könne». Die erwähnten Vergleiche, die vom Führer der arabischen Kommunistischen Partei in Israel abgelehnt werden, sind ausgerechnet die beliebtesten Vergleiche, die von Arabern ausserhalb Israels zitiert werden. Die Zwiespältigkeit der Einstellung auf israelischer Seite lässt aber keinen Zweifel an der grundsätzlichen Existenzberechtigung Israels bestehen, und zwar Israels als eines jüdischen Staates. Gerade hier beginnt nun aber die arabische Meinungsverschiedenheit.

Meinungsverschiedenheiten innerhalb der beiden Lager

Der Abgrund zwischen jüdischen und arabischen Ansichten wird noch deutlicher, wenn man zwei ergänzende Artikel liest, die von dem französischen Juden *Maxim Rodinson*, einem hervorragenden Soziologen und Orientalisten, und *Robert Misrahi*, einem bekannten Schriftsteller der Linken, beigesteuert wurden. Der erstere ergreift die Partei der Araber und der letztere die der Zionisten. Doch während M. Misrahis Artikel unter den Beiträgen der Israeliten figuriert, erscheint M. Rodinsons Beitrag – der grossartigste im ganzen Band – gesondert. Er weigerte sich grundsätzlich, sich in die Gesamtheit der Araber einzureihen. Seine Gründe sind leicht verständlich, denn obschon M. Rodinson jeden grundlegenden arabischen historischen Anspruch entschieden unterstützt, ist er zu sehr Humanist (und sicher auch zu sehr Jude), als dass er eine apokalyptische Lösung auf Israels Kosten befürworten könnte. Zwischen M. Rodinsons proarabischer Position und der gemässigsten Ansicht, die ein arabischer Staatsmann je zu äussern wagte, liegt immer noch ein Abgrund. Wir denken dabei an *Präsident Bourguibas* berühmte Rede in Jericho vom 3. März 1965, die in einem Anhang von «Les Temps Modernes» erscheint, zusammen mit einem Interview, das er dem «Nouvel Observateur» einen Monat später (15. April) gewährte. Bourguibas Rede, obschon sie durch ihre relative Mässigung Sensation machte, schlug immerhin nur vor, dass die Palästinaaraber dazu übergehen sollten, ihr Land durch eine Reihe von mehr oder weniger friedlichen Kompromissen zurückzugewinnen, wie Araber dies in Tunesien taten. Als der «Nouvel Observateur» darauf fragte, ob dies dann nicht das allmähliche Verschwinden des israelischen Staates impliziere, wollte er sich nicht zu mehr als der unklaren Antwort verstehen, «das ist nicht sicher».

Der arabische Teil des Symposiums ist nichtsdestoweniger weit davon entfernt, einförmig zu sein. Ein Marokkaner, *Abdallah Laroui*, Literaturprofessor in Rabat, schliesst seinen Artikel nicht nur, indem er sagt, dass die Möglichkeiten einer friedlichen Lösung offengehalten werden müssen, weil ein Krieg gar keine Lösung brächte – er geht sogar so weit, dass er die Hoffnung ausdrückt, die Zeit werde sich finden, da ein Abkommen möglich werde, ohne dass man von neuem ein Volk (das heisst die Israelis) ins Exil treibe und sich damit für die Vertreibung der Araber aus Palästina bezahlt mache. Er gibt sogar zu verstehen, dass unter gewissen Bedingungen eine jüdische Gemeinschaft «mit oder ohne politische Verfügungsgewalt» – eine höchst gewagte Bemerkung – sich als vereinbar mit arabischem Fortschritt und arabischer Entwicklung erweisen könne.

Arabische Befürchtungen

Wenn wir diese Bedingungen prüfen, kommen wir zum Kern der Befürchtungen, die von den Arabern in diesem Symposium ausgedrückt werden. Die palästinensischen Araber sahen seit den ersten Anfängen des Zionismus die Gefahr voraus, dass sie durch die jüdische Einwanderung überschwemmt und verdrängt würden. Benachbarte arabische Staaten fürchteten, dass diese Immigration zu ständiger territorialer Ausweitung auf ihre Kosten reizen und einen jüdischen Staat schaffen würde, der stark genug wäre, den Nahen Osten zu beherrschen. Der relativ kleine Umfang und die geringe Volkszahl Israels im Vergleich mit seinen arabischen Nachbarn sind irreführend und dazu angetan, diese Befürchtungen töricht erscheinen zu lassen. Doch die Geschichte lehrt, dass der Nahe Osten oft von relativ kleinen Verbänden von entschlossenen Invasoren erobert und beherrscht wurde. Auch jetzt hätte das winzige Israel, wie die kürzlichen Kämpfe bewiesen, ohne Schwierigkeit Damaskus, Amman und Kairo besetzen und ohne das Dazwischenetreten der Grossmächte und der UNO den arabischen Nachbarn seine Friedensbedingungen diktieren können.

Es war der Versuch der Briten, die arabischen Ängste zu beschwichtigen, indem sie der jüdischen Immigration Grenzen setzten – es war dieser Versuch, der den Kampf zwischen den Briten und den Juden entfesselte. Die Balfour-Erklärung von 1917 versprach «ein jüdisches Nationalheim» in Palästina, aber sie sagte auch – in Worten, die die Zionisten immer gerne vergessen –, «dass nichts geschehen soll, was die zivilen und religiösen Rechte der bestehenden nichtjüdischen Gemeinschaften in Palästina verletzen kann». Die britischen Weissbücher von 1922, 1930 und dasjenige von 1939 versuchten diese begleitende Verpflichtung durch Massnahmen zu erfüllen, welche die Juden in dauernder zahlenmässiger Minderheit erhalten hätten. Es ist die erwähnte und, wie die Ereignisse gezeigt haben, berechtigte arabische Furcht, die in M. Larouis Artikel ihren Niederschlag findet. Wenn er das Problem Palästina ein Problem des «Westens» nennt, so lautet sein grundlegendes Argument, dass wenn der Westen den Antisemitismus ausrotte oder ihn wenigstens in harmlosen Proportionen niederschalte und wenn er so eine Flucht nach Israel für den grössten Teil des

Judentums unnötig mache, wenn Israel dazu seine Politik vom zionistischen Traum einer Sammlung *aller* Juden aus dem Exil aufgebe, so werde dies die Gefahr einer unerbittlichen Expansion, eine Suche nach Lebensraum auf Kosten der palästinensischen Araber beendigen und schliesslich einen Frieden zwischen den zwei Völkern möglich machen. Da die Einwanderung nach Israel in den letzten Jahren zurückgegangen ist, scheint diese arabische Furcht im Moment weniger auf Tatsachen als auf der zionistischen Theorie und auf Erfahrungen der Vergangenheit zu beruhen, die die Araber veranlassen, sie so ernst zu nehmen.

Die Idee, dass Israel seinen übernationalistischen Traum preisgeben solle, findet nur ein einziges Echo auf der anderen Seite dieser Artikelsammlung, nämlich bei Israels Nonkonformist Nr. 1 und Verteidiger arabischer Rechte, *Uri Avnery*. Avnery wurde 1923 in Deutschland geboren und ging 1933, als Hitler die Macht übernahm, nach Palästina. Er begann seine politische Laufbahn auf der äussersten nationalistischen Rechten als Mitglied der Irgun-Terroristengruppe im Kampf gegen die Briten, hat aber seither zur äussersten Linken hinübergewechselt, so sehr, dass er als antinationalistisch betrachtet wird. Nach dem ersten Suezkrieg unterstützte er die ägyptische Forderung nach Räumung der Kanalzone, und 1959 bildete er einen Ausschuss von Israelis zugunsten der algerischen Rebellen. Einmal organisierte er eine Bewegung, die die Behauptung aufstellte, die Israelis seien nicht mehr Juden, sondern Kanaaniten und darum identisch mit den Arabern, die nach ihm zwangsweise bekehrte Reste der selben Urbevölkerung wären. Als diese weit hergeholt Theorie nur wenige Juden und sogar noch weniger Kanaaniten anzog, gründete er eine Bewegung für «Semitische Aktion», die jetzt zur «Bewegung neuer Kräfte» geworden ist. Sie gewann 1,2 Prozent Stimmen in den Wahlen von 1965 und verschaffte Avnery dank dem Proporz einen Parlamentssitz. Er ist übrigens erfolgreicher als Verleger. Er hat seine Wochenzeitung «Haolam Hazeh» («Diese Welt») zum Organ mit dem grössten Leserkreis gemacht, indem er nonkonformistische Politik mit etwas kombinierte, was die etwas puritanischen Israelis als Pornographie bezeichnen, obschon die Girlbilder dieser Zeitung den Amerikanern so altmodisch wie ein Polizeianzeiger vorkommen müssen.

Avnery schreibt in «Les Temps Modernes», er würde Israel in einen weltlichen, viele Parteien umfassenden und multinationalen Staat verwandeln. Was er abschaffen würde, ist das jetzige Einwanderungsgesetz, das jedem Juden das Recht gibt, in Israel einzureisen, und das ihn automatisch zum Israelibürger macht. Er findet, dieser Pan-Judaismus der zionistischen Bewegung stärke nur den Antizionismus der Panarabischen Bewegung, indem er den «Mythos eines israelischen Staates am Leben erhalte, der, von Millionen von Einwanderern überschwemmt, notwendigerweise gezwungen wäre, sich mit Waffengewalt auszudehnen».

Und doch erweist sich Avnery, der Israel auffordert, das Wesentliche seiner zionistischen Existenz preiszugeben, ebenfalls als jüdischer Nationalist. Nachdem er einen Plan für einen arabischen palästinensischen Staat

westlich des Jordans entworfen hat, schreibt Avnery: «Der arabische Leser wird jetzt mit Recht fragen: „Und wie ist es mit dem Rückzug Israels auf die Grenzen des UN-Planes von 1947?“» Da Israel in den Kriegshandlungen von 1947/48 etwa 23 Prozent mehr Land besetzte, als ihm im Teilungsplan 1947 zugedacht war, bedeutet dies eine Grenzänderung zugunsten des Araberstaates, der, wie man annahm, mit ihm in einem wirtschaftlich geeinigten Palästina verbunden sein sollte. Doch auf diese natürliche Frage der Araber hat Avnery nur diese Antwort¹: «Offen gestanden, sehen wir keine Möglichkeit dieser Art. Die arabischen Armeen stehen schon jetzt nur 15 km von Israels volksreichster Stadt (Tel Aviv), und in Nathanya stehen sie noch näher am Meer.» Die Araber dürften das Gefühl haben, dass Avnery genau so wenig gewillt ist, die Früchte der Eroberung aufzugeben, wie irgendein Nichtkanaaniter. Avnery ist ebenso abgeneigt wie irgendein konventioneller Zionist, seine Mitkanaaniten zu nahe bei Tel Aviv zu sehen.

Es ist leicht zu verstehen, warum keine Seite der anderen traut. Auf alle Fälle ist M. Sartres Symposium eine Gegenüberstellung hauptsächlich von Gemässigten und Linksstehenden, und diese Elemente haben weder auf der einen noch auf der anderen Seite eine Mehrheit hinter sich. Eine andere Erschwerung für das Verständnis der Lage liegt darin, dass in statischen Gesellschaften die Linke in der Regel weniger nationalistisch ist als die Rechte, während in unterentwickelten Ländern die Linke oft nationalistischer eingestellt ist als die konservativen und begüterten Schichten der Einheimischen.

Keine Kompromissbereitschaft

Die überwältigende Mehrheit auf beiden Seiten, sogar wenn sie in einem so nach links tendierenden Symposium wie dem vorliegenden zum Ausdruck kommt, zeigt wenig Neigung, Kompromisse zu machen. Die Araber behaupten, Israel sei ein dem Nahen Osten aufgezwungenes koloniales Fremdgewächs, das von Anfang an von den imperialistischen Mächten gehalten wurde – es sei gegen arabische Einigung und Fortschritt eingestellt: Die Leiden der Juden im Westen seien einem Antisemitismus zuzuschreiben, den die Araber nie mitgemacht hätten, und es bestehe kein Grund, warum die Araber Palästinas aus ihrer Heimat vertrieben werden sollten als Wiedergutmachung für Untaten, die von Hitler-Deutschland begangen wurden. M. Laroui allein ist mitfühlend genug, zu gestehen: wenn das jüdische Nationalheim in Uganda geschaffen worden wäre, so hätten die Araber, obschon voller Erbarmen für die Leiden der Juden in Europa, sich ebensoverständnislos gezeigt für die Rechte der Eingeborenen Ugandas wie der Westen für die Rechte der Araber in Palästina. Am anderen Ende des arabischen Spektrums schliesst ein weiterer Marokkaner, der Journalist *Tahar Benziane*, seine Ausführungen in klassischem Antisemitismus, indem er die Juden selbst, ihre Neigung, sich abzuschliessen, und ihre

¹ Avnery schrieb natürlich, bevor der neue Ausbruch des Krieges diese Grenze wieder zugunsten Israels veränderte.

Überheblichkeit für das Vorurteil gegen sie verantwortlich macht. Benziane sieht die einzige Lösung nicht etwa in der Liquidierung Israels, sondern im Verschwinden des Weltjudentums durch Assimilation. Dies wäre tatsächlich eine Endlösung; diese bittere und hasserfüllte Einstellung, die in der arabischen Welt sehr verbreitet ist, macht verständlich, warum der Nazismus vor dem Krieg im Nahen Osten ein so bereitwilliges Echo fand und warum Naziverbrecher in Ägypten so freundlich willkommen geheissen wurden. Benzianes Erklärung macht auch Schluss mit dem semantischen Unsinn, wonach Araber, da sie Semiten seien, nicht antisemitisch gesinnt sein können!

Nach zionistischer Auffassung ist die jüdische Einwanderung eine Rückkehr in die jüdische Heimat. Robert Misrahi geht so weit, zu behaupten, die Juden hätten einen älteren Anspruch auf Palästina als die Araber, da die Juden dort im alten Königreich der Hebräer gelebt hätten, lange vor der mohammedanischen Zeitrechnung. Misrahi vertritt auch die bekannte zionistische These, dass ihr Kampf gegen Grossbritannien beweise, dass sie antiimperialistisch gesinnt seien, dass ihre Gründungen sozialistisch seien und ihr Feind das feudale Element in der arabischen Welt und dass schliesslich die arabischen Flüchtlinge auf das moralische Konto der arabischen Führer gingen, weil die Araber auf ihr Geheiss davongelaufen seien.

Einige Richtigstellungen

Es steckt ziemlich viel naive Sophisterei in diesen zionistischen Argumenten. Die ganze Erde müsste neu geordnet werden, wenn 2000 Jahre alte Ansprüche auf einstigen Landbesitz nun plötzlich zugelassen würden. Der Zionismus versuchte seine Ziele von Anfang an zu erreichen, indem er sich anerbot, einem der grossen Reiche als Vorposten in der arabischen Welt zu dienen. Herzl versuchte zuerst den Sultan und später den deutschen Kaiser durch solche Argumente zu gewinnen. Überlegungen imperialistischer Strategie nötigten Grossbritannien schliesslich die Balfour-Erklärung ab. Die Tatsache, dass die jüdische Gemeinschaft in Palästina später die Briten bekämpfte, ist ebensowenig ein Beweis dafür, dass das jüdische Nationalheim nicht ein koloniales Fremdgewächs war wie andere Kriege der britischen Kolonialbevölkerungen gegen das Mutterland, denken wir nur an die amerikanische Revolution oder heute an Rhodesien. Im Falle von Palästina wie in anderen solchen Kämpfen wurde das Mutterland angegriffen, weil es mehr Rücksichtnahme auf die eingeborene Mehrheit verlangte, als der Kolonistenminderheit passte. Das Argument, dass die Flüchtlinge «freiwillig» davonrannten oder weil ihre Führer sie aufforderten, wegzugehen, bis die Kämpfe vorüber seien, beruht nicht nur auf Hörensagen, sondern ist darüber hinaus auch irrelevant. Haben Flüchtlinge kein Recht, zurückzukehren? Haben deutsche Juden kein Recht, ihren Besitz wieder zu beanspruchen, weil auch sie flüchteten?

Der Mythos, dass die arabischen Flüchtlinge davonrannten, weil das arabische Radio sie aufforderte, dies zu tun, wurde von *Erskine B. Childers* im Londoner «Spectator» vom 12. Mai 1961 untersucht. Eine Prüfung bri-

tischer und amerikanischer Radioaufzeichnungen wies keine solchen Appelle auf. Es finden sich dort im Gegenteil Aufforderungen und sogar Befehle an die Zivilbevölkerung von Palästina, am Ort zu bleiben. Die objektivste und humanste Erörterung der Frage ist in *Christopher Sykes* Buch «Crossroads to Israel» 1917–1948 (auf Seiten 350 bis 357) zu finden. «Es kann mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden», schrieb Mr. Sykes, «dass in der ersten Hälfte 1948 die Massenflucht meistens die natürliche, gedankenlose und mitleiderweckende Reaktion unwissender Leute war, die schlecht geleitet worden waren und sich in der Stunde der Prüfung von ihren Führern verlassen sahen... Aber wenn die Massenflucht im grossen und ganzen im ersten Stadium ein Zufall des Krieges war, so wurde sie später bewusst und erbarmungslos angetrieben durch jüdische Drohungen und Angriffe auf die arabische Bevölkerung... Man muss jedoch festhalten, dass, wo die Araber Führer hatten, die sich nicht in panische Flucht jagen liessen, den Leuten nichts geschah.» Jüdischer Terrorismus, nicht bloss der Irgun, in so scheußlichen Massakern wie Deir Yassin, sondern auch in milderer Form durch die Haganah «ermutigte» die Araber an sich schon, Gebiete zu verlassen, die die Juden aus strategischen oder demographischen Gründen zu übernehmen wünschten. Sie versuchten, soviel als möglich vom Boden Israels von Arabern freizumachen.

«Ichud» (Einheit mit Arabern) nicht erwünscht

Die Bemühung, die Vertreibung der Araber aus Palästina mit der neuen jüdischen Einwanderung aus den arabischen Ländern zu verrechnen, ist weder so einfach noch so gerecht, wie man es in der zionistischen Propaganda erscheinen lässt. Die palästinensischen Araber empfinden diesen «Tausch», wie deutsche Juden fühlen würden, wenn man ihnen die Wiedergutmachung verweigerte mit der Begründung, dass sie gegen deutsche Flüchtlinge aus dem Sudetenland «eingetauscht» worden seien. In einer vernünftig geplanten Regelung sollte billigerweise ein Zugeständnis gemacht werden für jüdische Liegenschaften, die in arabischen Gebieten aufgegeben werden. Wogegen man bei der allzusehr vereinfachten Behandlung dieses Problems protestieren muss, ist die Idee, dass palästinensische Araber, die Israel nicht wollte, keine Einwände machen sollten, wenn man sie gegen erwünschte Juden aus arabischen Gebieten austauschte. Eine Entwurzelung kann nicht, moralisch gesprochen, einer anderen gleichgestellt werden. Es haftet all diesen ethnozentrischen Schiebungen eine Art moralischer Schwachsinn an. Die «andern» sind immer entweder weniger als menschlich, in diesem Fall können ihre Interessen ignoriert werden, oder sie sind übermenschlich und darum so gefährlich, dass es richtig ist, sie auszurotten. Das letztere ist unbewusst die panarabische Einstellung gegenüber den Juden. Das erstere ist die Grundhaltung des Zionismus gegenüber den Arabern. M. Avnery bemerkt, dass *Herzl* in seinem Buch «The Jewish State», das die moderne zionistische Bewegung in Gang brachte, sich mit der Arbeitszeit im neuen Land, mit der Behausung von Arbeitern und sogar der nationalen Flagge befasste, aber kein Wort über die Araber schrieb!

Für die Zionisten war der Araber der unsichtbare Mensch, psychologisch gesprochen existierte er einfach nicht. Achad Ha-Am, der russische Jude, der ein grosser hebräischer Philosoph wurde, bemühte sich schon 1891, auf die Tatsache hinzuweisen, dass Palästina kein unbewohntes Gebiet sei und dass diese Tatsache Probleme stelle. Doch wurde seinem Hinweis so wenig Aufmerksamkeit zuteil, wie später seine Nachfolger im «geistigen Zionismus» erfuhren; Männer wie *Buber* und *Judah Magnes*, die versuchten, «*Ichud*», das heisst Einheit, mit den Arabern zu fordern. Von allen Formeln, mit welchen der Zionismus sich tröstete, war keine so falsch und hatte keine ein so zähes Leben wie *Israel Zangwills* Spruch von «einem Land ohne Leute für ein Volk ohne Land». Buber berichtet, dass *Max Nordau*, als er hörte, dass es in Palästina eine arabische Bevölkerung gebe, zu Herzl gerannt kam und ausrief: «Das wusste ich nicht. Aber dann begingen wir ein Unrecht.» *R. J. Zwi Werblowsky*, Dekan der Philosophischen Fakultät an der hebräischen Universität, schreibt im ersten Artikel der israelischen Abteilung der Anthologie mit bewundernswerter Objektivität: «Es kann kein Zweifel bestehen, dass Nordaus Reaktion, wenn sie allgemeiner gewesen wäre, den Schwung der zionistischen Bewegung ernsthaft gelähmt hätte.» «Sie nahm Zuflucht», schreibt Werblowsky, «zu moralischer Kurzsichtigkeit.»

Diese moralische Kurzsichtigkeit erlaubt den Zionisten, auf den 1900 Jahren des Exils zu verweilen, während welchen die Juden sich nach Palästina gesehnt haben, anderseits aber die 19 Jahre, während welchen die Araber sich nach diesem Land sehnten, als nicht der Rede wert abzutun. «Heimatlosigkeit» ist das Hauptthema des Zionismus, aber Heimweh wird den arabischen Flüchtlingen nicht zugestanden. Sogar *Meir-Yaari*, das Haupt der Mapam, der Führer der marxistischen Zionisten von *Hashomer Hatzair*, der lange für eine Doppelnationalität eintrat, erklärt, Israel könne nur eine Minderheit der arabischen Flüchtlinge aufnehmen, denn der wesentliche Zweck Israels sei, «die Massen von einwandernden Juden, die in ihr historisches Heimatland zurückkehren, willkommen zu heissen». Wenn kein Platz da ist für beide, so müssen die Juden den Vortritt haben. Das ist es, was *Gabran Majdalany*, einen Baath-Sozialisten, zu schreiben veranlasst, Israel sei «ein rassistischer Staat, von allem Anfang auf der Unterscheidung zwischen Jude und Nichtjude beruhend». Er vergleicht die Zionisten mit der Moslembrüderschaft, die träumt «von einem mohammedanischen Israel, in welchem die Nichtmohammedaner die Ungläubigen sein werden (Gentiles), zweitklassige Bürger, die bisweilen geduldet, aber noch öfter unterdrückt werden». Es tut weh, seine bitteren Vorwürfe zu hören. —

«Es gibt Leute, die den unvermeidlich rassistischen Charakter Israels zugeben, ihn aber durch die dauernden Verfolgungen der Juden in der europäischen Geschichte und die Massenmorde des Zweiten Weltkrieges rechtfertigen. Wir finden im Gegenteil, dass diese Tatsachen, weit davon entfernt, als Rechtfertigung dienen zu können, einen erschwerenden Umstand bilden. Denn jene, die die Wirkung des Rassismus und die Dis-

krimination am eigenen Fleisch und in der eigenen Menschenwürde erduldet haben, sind weniger zu entschuldigen für ihren Rassismus als andere, die die negativen Wirkungen der Rassenvorurteile sich nur vorstellen können.»

Als Israels Verteidigungsminister *Moshe Dayan* im Fernsehprogramm «Face the Nation» (11. Juni) nach Israels neuesten Siegen zu Wort kam, ergab sich das folgende Gespräch:

Sydney Gruson («New York Times»): Besteht die Möglichkeit, dass Israel die riesige Zahl von Arabern, deren Land es nun kontrolliert, absorbieren könnte?

General Dayan: Wirtschaftlich können wir es, aber ich glaube, dass das nicht mit unseren künftigen Zielen vereinbar ist. Es würde Israel entweder in einen Zwei-Völker-Staat, einen arabisch-jüdischen Staat verwandeln, und wir wollen einen jüdischen Staat haben. Wir können sie absorbieren, aber dann wird es nicht mehr das gleiche Land sein.

Mr. Gruson: Und ist es nach Ihrer Auffassung notwendig, das Land als jüdischen Staat, als rein jüdischen Staat zu erhalten?

General Dayan: Absolut. Absolut. Wir wollen einen jüdischen Staat, wie die Franzosen einen französischen Staat haben.

Dies muss dem nachdenklichen jüdischen Leser schwer zu denken geben. Ferdinand und Isabella, als sie die Juden und Mauren aus Spanien vertrieben, sagten auch, dass sie ein Spanien wollten, das so «spanisch» (das heisst christlich) sei wie Frankreich französisch. Es würde nicht schwerfallen, weniger weit zurückliegende Parallelen zu zitieren.

Es ist schade, dass die Redaktoren von «Les Temps Modernes» ihr Symposium nicht durch einen jüdischen, zum Unterschied von einem israelischen Standpunkt ergänzten. Denn Israel verursacht eine Art moralischer Bewusstseinsspaltung im Weltjudentum. In der Welt draussen hängt die Wohlfahrt der Juden von der Aufrechterhaltung von weltlichen, nicht-rassischen, pluralistischen Gesellschaften ab. In Israel stellt das Judentum fest, dass es eine Gesellschaft verteidigt, in welcher Mischheiraten nicht legitim sind, in welcher Nichtjuden mindere Rechte haben als Juden und in welcher das Ideal rassistisch und ausschliesslich ist. An anderen Orten in der Welt müssen die Juden um blosse Sicherheit und um ihr Lebensrecht kämpfen – das heisst gegen Grundsätze und Praktiken, die sie, wie sie selbst feststellen müssen, in Israel verteidigen. Leute aus der Aussenwelt, selbst wenn sie über Israels Leistungen voller Enthusiasmus sind, leiden unter Anzeichen von Klaustrophobie, nicht bloss im örtlichen Sinn, sondern sie fühlen recht bald, dass das Licht, das sie von Zion erhofften, nur das eines weiteren engen Nationalismus ist.

Überprüfung des zionistischen Gedankengutes

Solche Einblicke müssen zu einer Überprüfung des zionistischen Gedankengutes führen. Jene Sehnsucht nach Zion, auf welcher die zionistische Ideologie gründet, ist vielleicht übertrieben. Die Sehnsucht kann nicht bezweifelt werden, aber ihre Kraft wird leicht überschätzt. Schliesslich war sie bis nach dem Zweiten Weltkrieg kaum je mächtig genug, um mehr als ganz kleine Trüpplein von Juden ins Heilige Land zu locken. Die tragische

Dialektik der Geschichte will es, dass Israel nicht entstanden wäre ohne Hitler. Es mussten sechs Millionen in seinen Gasöfen ermordet werden, um genügend nationalistische Begeisterung im Judentum zu erwecken und genügend humanitäres Mitgefühl im Westen, um einen Judenstaat in Palästina ins Leben zu rufen. Auch dann genügte das menschliche Mitgefühl nicht, um der jüdischen Immigration das Tor zu einem bussfertigen Westen zu öffnen. Der kapitalistische Westen und der kommunistische Osten vertrieben lieber Araber, als dass sie die jüdischen «displaced persons» (Vertriebene) in Europas Nachkriegsflüchtlingslagern willkommen hiessen.

Man muss auch zugeben, trotz zionistischer Ideologie, dass die Zeiten grösster schöpferischer Leistung des Judentums mit mehrrassigen Zivilisationen in einer Periode der Ausdehnung und Toleranz verbunden waren: in der hellenistischen Periode, in der arabischen Zivilisation Nordafrikas und Spaniens sowie in Westeuropa und Amerika. Werte von universaler Bedeutung können nur die Frucht weltumspannender Vision sein. Die Grösse der Propheten lag in ihrem Sieg über Stammesengherzigkeit; litigutanischer Nationalismus kann nicht Wahrheiten von Weltgeltung hervorbringen. Hier nun liegen die Wurzeln eines wachsenden Zwiespalts zwischen den Juden und dem Israeli – zwischen dem Menschen mit einem Gefühl der Mission als Zeuge Gottes in einer menschlichen Wildnis und dem letzteren, der nur auf seine Stammeswohlfahrt bedacht ist.

Doch kann das Judentum ebensowenig Israel den Rücken zukehren, wie sich Israel vom Judentum abwenden kann. Die ideale Lösung würde wohl den Juden erlauben, ihren Beitrag als Bürger in den verschiedenen Gesellschaften und Nationen zu leisten, die ihre Heimat sind, während Israel als jüdischer Staat in einer neu aufblühenden arabischen Zivilisation Aufnahme fände. Dies würde der arabischen Furcht vor einer riesigen Einwanderung nach Israel ein Ende setzen. Die Juden haben ebensoviel Grund, eine solche Rieseneinwanderung nach Israel zu fürchten wie die Araber.

Eine solche Lösung ist nur denkbar als Ergebnis eines sehr starken Rückgangs der Judenverfolgungen in der übrigen Welt. Zionismus wächst aus der jüdischen Katastrophe heraus. Eben jetzt wirft er sehnüchtige Blicke auf die Juden Russlands; aber wäre es nicht viel besser, menschlicher und gerechter, die Sowjetunion würde den Antisemitismus zum Verschwinden bringen und ihren Juden dieselben Rechte, kulturelle Autonomie und Ausdrucksmöglichkeiten geben, die sie all ihren anderen Nationalitäten verleiht? Die russischen Juden haben für Russland gekämpft, für die Revolution geblutet und keinen geringen Beitrag an russische Literatur und russisches Denken geleistet. Warum sollten sie ausgestossen werden? Es wäre eine geistige Katastrophe, für Russland ebensosehr wie für das Judentum, auch wenn es einen weiteren Zufluss von verzweifelten Flüchtlingen in ein Israel führen würde, das schon jetzt zuwenig Juden zählt, wenn es sich so vergrössern soll, wie die militärischen Zionisten es auszudehnen hoffen.

Nicht-Juden in Israel

Israel hat den Antisemitismus seiner Mystik entkleidet. Für den Israel-

besucher ist Antisemitismus heute keine geheimnisvolle Fehlentwicklung mehr, sondern blass eine weitere Abart von Reibungen zwischen Mehrheit und Minderheit. «*Es ist schwer zu sein ein Yid*» war der Titel der berühmtesten Geschichte von *Sholom Aleichem*. Nun sehen wir, dass es ebenso schwer ist, ein Goy (Nichtjude) zu sein in Tel Aviv, besonders ein arabischer Goy. *Mohammad Watad*, ein mohammedanischer Israeli und einer von den fünf arabischen Mitarbeitern auf der israelischen Seite dieses Symposiums, beginnt seinen Artikel mit Worten, die auffallend dem feindlichen Gespräch gleichen, das Juden anderswo zu hören bekommen. Er schreibt: «Man fragt mich oft, wie das sei mit meinem ‚Doppel Leben‘, das heisst dem eines Arabers und zugleich eines Bürgers von Israel.» Ein weiterer Teilnehmer der Israelsektion des Symposiums, *Ibrahim Shabath*, ein Christ, der in arabischen Schulen Hebräisch unterrichtet und das Mapamblatt «*Al Mirsad*» redigiert, beklagt die Tatsache, dass 19 Jahre nach der Schaffung des Staates Israel «die Araber immer noch Fremdlinge sind für die Juden. Jeder Araber, der hier wohnt, hat die gleichen Rechte wie jeder einer Minorität angehörende Bürger irgendeines Landes in der Welt, aber er muss die Tatsache anerkennen, dass er in einem jüdischen Land wohnt.» Was sich daraus ergibt, muss die Juden in der Welt draussen frösteln lassen.

Shabath beklagt sich, dass der arabische Bürger Israels «heute Opfer der gleichen Vorurteile und der gleichen Verallgemeinerungen ist wie Juden in andern Ländern». Die verbittertste Darstellung dessen, was sie durchmachen, ist zu finden in einem anonymen Bericht, der bei der UNO von einer Gruppe von Arabern einlief, die vergeblich versuchte, eine sozialistische arabische Bewegung mit einem Publikationsorgan zu gründen. Die militärischen Behörden, entgegen einem Befehl des Obersten Gerichtshofes, weigerten sich, diese Gründung zu erlauben, und der Gerichtshof sah davon ab, die Militärbehörden zum Gehorsam zu zwingen. Die Bittschrift der erwähnten israelischen Araber ist im Israelteil dieses Symposiums abgedruckt. Obschon das erwähnte militärische Verbot letztes Jahr aufgehoben wurde und an seine Stelle eine polizeiliche Regelung trat, ist es noch zu früh, besonders wegen des neuen Kriegsausbruchs, zu entscheiden, wie sich das auswirken wird auf die arabischen bürgerlichen Freiheiten. Die Israelis geben freudig zu, dass weder in den christlichen Dörfern von Mittelgaliläa noch in den mohammedanischen Dörfern des sogenannten «Dreiecks» auch nur die geringste Spur der Tätigkeit einer fünften Kolonne festzustellen war. Jene Israelis, die für ein Ende aller Diskriminierung der Araber kämpfen, geben zu bedenken, dass die arabischen Bürger Israels ihre Loyalität bewiesen haben und verdienen, dass man ihnen voll vertraut.

Nonkonformisten unter mohammedanischer Herrschaft

Es spricht zugunsten der Israelis, dass die arabische Minorität im israelischen Teil des Symposiums diese Klagen vorbringen kann, während anderseits im arabischen Teil dieser Veröffentlichung kein Raum offensteht für die ethnische Minderheit. Abgesehen vom Libanon und bis zu einem gewissen Grad Tunesien gibt es kein Land in der arabischen Welt, wo der

mit der herrschenden Meinung nicht einig Gehende seine Ansichten in der Presse verbreiten kann. Diese Frage wird im arabischen Teil des Symposiums nicht offen diskutiert. Eine der kraftvollsten und aktuellsten Darlegungen des arabischen Standpunktes ist zum Beispiel enthalten in einem Artikel des ägyptischen Schriftstellers *Lotfallah Soliman*, der seit dem Zweiten Weltkrieg eine hervorragende Rolle spielt im Bestreben, die jungen Intellektuellen seines Landes mit modernen Ideen vertraut zu machen. Die autobiographischen Angaben sagen diskret, «er wohnt gegenwärtig in Paris». Ich stiess aber auf eine etwas offenere Erklärung. Als ich diese Befprechung vorbereitete, las ich einen früheren Artikel in «Les Temps Modernes» (7. August 1960) von Adel Montasser über «La répression anti-démocratique en Egypte». Im Anhang dazu fand sich eine Liste von Intellektuellen, die Nasser hatte einsperren lassen. Unter ihnen war Lotfallah Soliman. Offenbar ist es schwer, in Nassers Ägypten ein freier ägyptischer Intellektueller zu sein. Viele von jenen, die damals im Gefängnis sassen, sind seither freigelassen worden, aber es ist doch bedeutungsvoll, dass ein so scharfer und seiner Sache so ergebener Schriftsteller wie Soliman im Exil arbeiten muss.

Es muss zugegeben werden, dass die volle Liste von arabischen Minderheitsklagen in Israel anonym abgefasst werden musste, aus Furcht vor den Behörden. Aber im arabischen Teil dieses Buches fand sich kein Platz, wo die jüdischen und die verschiedenen christlichen Minoritäten auch nur anonym hätten zum Wort kommen können. Das Ergebnis war, dass die arabischen Teilnehmer schreiben konnten, als ob ihre Länder, ganz anders als Europa, Muster an Toleranz wären. Sie erinnern einen an die grossen Tage des arabischen Spaniens, als Christen und Juden bis auf einige nicht erwähnte Intermezzi volle religiöse, kulturelle und politische Gleichheit mit den Muslim genossen. Spanien wurde erst wieder ein Synonym für Intoleranz, Inquisition und Kulturfeindlichkeit mit der Wiedereroberung durch die Christen. Aber heute gibt es kein arabisches Land, ausser vielleicht dem Libanon, das auch nur annähernd dem maurischen Spanien ähnlich sieht. Daher kommt, dass die Juden aus arabischen Ländern dazu tendieren, die Araber weit mehr zu hassen als Juden aus Europa, die nie unter arabischer Hoheit gelebt haben, ein Regime, welches oft an mittelalterliches Christentum erinnert. Ein Schimmer dieser Wirklichkeit wird sichtbar im ergreifendsten Artikel dieses ganzen Symposiums. Er stammt von *Attalah Mansour*, einem christlichen, arabisch schreibenden israelischen Staatsbürger, einem Schriftsteller von bürgerlichem Herkommen, der zwei Romane veröffentlicht hat, den einen auf arabisch, den andern auf hebräisch, und der als Journalist an Avnerys Zeitung «*Haolam Hazeh*» und im Redaktionsstab von *Haaretz*, Israels bester und objektivster Tageszeitung, arbeitet. M. Mansour weiss auf zweifache Art, was es heisst, ein «Jude» zu sein. Er ist als Araber ein «Jude» für die Israelis und als Christ ein «Jude» für die Muslim. Er erzählt eine rührende Geschichte von einem zufälligen Zusammentreffen, ausgerechnet in einer Pariser Metro, mit einem jungen Mann, der, wie er, Christ war, und zwar aus Ägypten. Sie tauschten ihre Erfahrungen aus wie

zwei Juden in der Diaspora. «Wir in Ägypten», erzählte ihm der junge Fremde, «fühlen wie ihr. Es gibt kein Gesetz, das zwischen uns und den Muslim einen Unterschied macht. Die Staatsverwaltung macht aber mindestens in alltäglichen Angelegenheiten einen Unterschied und zieht Mahmoud dem Boulos vor oder Achmed dem Samaan», das heisst sie bevorzugt den Mann mit dem muselmanischen Namen gegenüber dem Manne mit dem christlichen Namen. «Omar Cherif, der bekannte Filmschauspieler», fügte der Ägypter hinzu, «ist eigentlich seinem Ursprung nach Christ, aber er musste seinen christlichen Namen gegen einen muselmanischen tauschen, dem Publikum zuliebe.» Auch in Israel wird Ibrahim oft zum Abraham, damit sein Träger als Jude gilt und damit sehr verbreitete Unterkunftsschwierigkeiten vermeidet.

I. F. Stone's Ehrenschuld

Wenn ich in diesem Bericht der arabischen Seite mehr Raum gewidmet habe als der israelischen, so ist es, weil ich als Jude und gefühlsmässig mit der Geburt Israels² eng verbunden, es als Ehrenschuld empfinde, die arabische Sache gewissenhaft darzulegen, um so mehr als die USA-Presse in überwältigendem Masse prozionistisch reagiert. Für mich ist der arabisch-jüdische Kampf eine Tragödie. Das Wesen der Tragödie ist ein Kampf von Recht gegen Recht. Die Katharsis der Tragödie ist das erlösende Mitgefühl, das uns ergreift, wenn wir sehen, wie gute Menschen Böses tun gegen ihren Willen, aber weil sie durch die Umstände und unwiderstehlichen Zwang dazu getrieben werden. Wenn schlechte Menschen Böses tun, so sind ihre Taten dem Gebiet der Pathologie zuzurechnen, aber wenn gute Menschen Böses tun, dann haben wir die innerlichste menschliche Tragödie vor uns. In einem tragischen Kampf werden die Sieger zum Schuldigen und müssen den Besiegten gegenüber Sühne tun. Für mich ist das arabische Problem auch an allerster Stelle das jüdische Problem. Wie wir gegenüber den Arabern handeln, wird darüber entscheiden, was für eine Art von Volk wir werden: entweder Unterdrücker unsseits und Rassisten wie jene, unter denen wir gelitten haben, oder eine edlere Rasse, fähig, über den stammeshörigen Fremdenhass, der die Menschheit belastet, hinauszuwachsen³.

² Ich kam in Palästina am Balfour Day, am 2. November 1945, an, an jenem Tag, als die Haganah Brücken und Beobachtungstürme sprengte und damit ihren Kampf gegen die Briten und ihre Einwanderungsbeschränkungen eröffnete. Im Frühling darauf war ich der erste Journalist, der mit illegalen jüdischen Einwanderern von der polnisch-tschechischen Grenze die britische Blockade durchbrach. 1947 feierte ich das Osterfest in britischen Zwangslagern auf Zypern, und 1948 beschrieb ich den arabisch-jüdischen Krieg. Siehe meine Bücher: «Underground to Palestine» (1946) und «This is Israel» (1948). Ich war wieder in Israel 1949, 1950, 1951, 1956 und 1964.

³ Im September wird Black Star ein packendes kleines Buch «The Aryanization of the Jewish State» von Michael Selzer, einem jungen Pakistani-Juden, der in Israel wohnte, publizieren. Es wird dem Judentum und Israel vielleicht beibringen, dass der Weg zu einem brüderlichen Zusammenleben mit den Arabern, sei es in Israel oder ausserhalb, mit der Ausrottung jener Vorurteile beginnen muss, die gegen die orientalischen und arabischen Völker gerichtet sind.

Das Bild Israels in der Welt

Israels schnelle und aussergewöhnliche Siege haben dieses Ideal aus dem Bereich der Gefühle in die dringende Notwendigkeit, unseren Fremdenhass zu überwinden, verwandelt. Die durch militärische Eroberung neu gewonnenen Grenzen haben die meisten der arabischen Flüchtlinge einbezogen. Der Traum des Zionismus – «das Heimholen der Exilierten» – ist in die Wirklichkeit umgesetzt worden, wenn auch in ironischer Weise: Es sind die *arabischen* Exilierten, die jetzt wieder zurückgekommen sind. Sie sind nicht so leicht loszuwerden wie 1948. Ihrer etwa 100 000 sind wieder «ermutigt» worden, wegzulaufen, aber die Wirkung auf die öffentliche Meinung im Ausland und in Israel hat die Regierung gezwungen, zu erklären, das sie ihnen erlauben werde, zurückzukehren. Während die UNO sich als unfähig erwies, den Streit zu schlichten, und die arabischen Mächte nicht willens sind, aus einer Situation der Schwäche zu verhandeln, kann Israel bis zu einem gewissen Grade seine Zukunft selbst bestimmen durch die Art, wie es seine neuen arabischen Untertanen oder Bürger behandelt. Die Zänkereien der Mächte werden sich noch monatelang hinziehen, aber diese Heimkehrer müssen genährt, gekleidet und untergebracht werden. Die Art ihrer Behandlung wird das Bild Israels und des Judentums für die Welt bestimmen. Sie kann den arabischen Zorn mildern oder verschärfen, eine Brücke zum Frieden bauen oder einen neuen Krieg gewiss werden lassen. Würde man einen arabischen Staat auf dem Westufer gründen, um ihn mit Israel, vielleicht auch mit Jordanien durch eine Konföderation zu verbinden, so könnten diese arabischen Nachbarn, wenn sie sich brüderlich behandelt finden, aus einer feindlichen Nation zu einem Pufferstaat werden und Israel den Schutz strategischer Grenzen sichern. Besser wäre es auf alle Fälle, das Westufer an Jordanien zurückzugeben, als zu versuchen, einen Marionettenstaat – eine Art arabisches Bantustan – aufzustellen, indem man den Arabern unter israelischer Kontrolle eine zweitklassige Stellung einräumen würde. So etwas müsste das arabische Ressentiment wecken. Den Arabern volle Bürgerrechte vorzuenthalten, indem man sie in das Reservat eines untergeordneten Staates steckt, ist eine zu handgreifliche Schlaumeierei.

Was in bezug auf die Behandlung der neu einbezogenen arabischen Flüchtlinge nötig sein wird, ist die Überwindung sowohl der jüdischen Tendenz, sich abzuschliessen (exclusivism), wie der empfindlichen Feindschaft der Araber. Selbst die malariaverseuchten Sumpfgebiete des Enek und die sandigen Wüsteneien des Negew konnten früheren zionistischen Pionieren nicht widerwärtiger vorgekommen sein als diese steilen und unfurchtbaren Berge von Vorurteilen. Und doch habe ich persönlich *einen Schimmer von*

talischen und arabischsprechenden Juden in Israel bestehen – sie machen heute mehr als die Hälfte der Landesbevölkerung aus. Die Abneigung gegen die Araber macht sich auch fühlbar gegenüber Juden aus arabischen Ländern. In dieser wie in mancher Hinsicht enthält Israel in Miniatur alle Probleme der Aussenwelt. Sollte der Rest des Planeten verschwinden, könnte Israel aus sich selbst heraus wie aus einer neuen Arche Noah alle Bigotterien, Torheiten und Fehden einer verschwundenen Menschheit aufs neue hervorbringen (wie auch manche ihrer herrlichsten Leistungen).

Hoffnung. Jedes Jahr noch, wenn ich nach Palästina ging und später nach Israel, fand ich Situationen vor, die zu meistern unmöglich schien. Aber zionistischer Eifer und entsprechende Intelligenz überwanden noch immer die Schwierigkeiten. Vielleicht kann diese ungewöhnlich dynamische, fortschrittliche und hingebende Gemeinschaft, wenn es sein muss, über sich selbst hinauswachsen.

Ein Israeli-General für Versöhnung als einziger Weg in die Zukunft

Was mich in meinem Glauben stärkt, ist die Feststellung, dass die objektivste Darstellung des arabischen Problems im israelischen Teil des Symposiums von einem Berufsmilitär, *Yehudah Harkabi*, einem Brigadegeneral aus Haifa, stammt. Von einem General, der allerdings ein Diplom über Philosophie und arabische Studien von der Hebräischen Universität und von Harvard innehalt. Er hat ein Buch geschrieben über Nuklearkrieg und Nuklearfriede. Sein Artikel, betitelt «Falken oder Tauben», ist grossartig in der Fähigkeit, sich über Vorurteile und Gefühle zu erheben. Er verschliesst die Augen durchaus nicht gegenüber dem arabischen Standpunkt. Er ist der Auffassung, dass der Friede nur kommen kann, wenn wir die Kraft haben, die volle menschliche Wirklichkeit der Lage der Araber zu erfassen. «Marx erklärt», schliesst er, «dass die Kenntnis der Wahrheit uns vom Determinismus der Geschichte befreit.» Nur wenn Israel bereit ist, sagt General Harkabi, «die Wahrheit in vollem Umfang zu akzeptieren, wird es die neue Kraft finden, seine Existenz zu erhalten und zu festigen». Der Pfad zur Sicherheit und der Pfad zur Grösse liegt in der Versöhnung. Die andere Route führt heute, da das Westufer und der Gazastreifen unter israelischer Rechtsgewalt stehen, zu neuen Gefahren. Die arabische Bevölkerung in den jetzt eroberten Territorien macht einen Guerillakrieg innerhalb Israels Grenzen möglich. Und aussenpolitisch, wenn die Feindschaft sich vertieft und die Spannung zwischen Israel und den arabischen Staaten sich verschärft, so werden beide Parteien sich auf irgendeine Art Kernwaffen verschaffen für den nächsten Waffengang.

Das wird die ganze Situation ändern. Israelis und Araber werden nicht länger Krieg spielen können auf anachronistische Art, als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Ebensowenig werden sie in der Lage sein, auf ein Gleichgewicht des Schreckens zu zählen wie die Grossmächte mit ihrer Fähigkeit, einen «zweiten Schlag» zu führen. In diesem Kampf der Zwerge wird der erste Schlag die Entscheidung bringen und nichts zurücklassen. Ebensowenig werden die Grossmächte in der Lage sein, beiseite zu stehen wie 1948, 1956 und 1967. Ich habe mich hier nicht besonders bei der Verantwortlichkeit der Grossmächte aufgehalten, weil, auch wenn sie nicht existierten, die wesentlichen Differenzen, die den arabisch-israelischen Streit ausmachen, immer noch bleiben würden und weil beide Seiten die Grossmachtfrage als Vorwand nehmen, ihre eigenen Verantwortlichkeiten zu übersehen. Die Aufgabe für die neue Generation der Araber ist der soziale Wiederaufbau ihrer verfaulten Gesellschaften; und dieses Problem wird nicht aufhören zu bestehen, wenn Israel verschwindet. Die Aufgabe der

Araber wird sogar erschwert, wenn sie sich weigern, Israel anzuerkennen, da dies eine stete Überbetonung der Rüstung bedeutet, eine Vergeudung der materiellen Mittel und die Beherrschung durch das Militär. Für Israel liegt das Problem in der Versöhnung mit den Arabern; und diese Aufgabe wird nicht verschwinden, ob sich nun Moskau und Washington friedlich nebeneinander lagern wie Löwe und Lamm oder ob sie einander in die Luft sprengen. Was die Grossmächte angeht, können sie, wenn das Nuklearstadium erreicht ist, ihr zynisches Spiel einer Bewaffnung beider Parteien im Wettbewerb um Einfluss nicht länger spielen. Es ist bedeutsam, dass das *eine* Problem, auf dem Israelis und arabische Teilnehmer dieses Symposiums zu gleichen Schlüssen neigen, in den Aufsätzen über die gemeinsame Nukleargefahr zu finden ist. Um den Nahen Osten von der Nukleargefahr zu befreien, wird man ihn auf irgendeine Art neutralisieren müssen. Andernfalls kann es passieren, dass der arabisch-israelische Konflikt eines Tages eine weit grössere «Endlösung» in Gang setzen kann. Der reizbare alttestamentliche Gott der Rache ist, wenn er herausgefordert wird, durchaus imstande, aus unserem ganzen Planeten ein Krematorium zu machen.

(Hervorhebungen durch Red.)

Faschistischer Staatsstreich in Griechenland und Weltkirchenrat in Kreta

Im «*Öffentlichen Dienst*» (8. September 1967) schreibt *Hans Rudolf Hilty*:

«Seit dem 14. August gehen Meldungen durch die Schweizer Presse, die von Verhandlungen des Zentralkomitees des Ökumenischen Rates der Kirchen (Weltkirchenrat) in Heraklion auf der Insel Kreta berichten. Das Gremium diskutierte Themen von allgemeiner Bedeutung und mit schönen Titeln, etwa: „Die Einheit der Kirchen in einer enger werdenden Welt“, „Auf einen neuen Lebensstil zu“ usw. ... Das Schweizer Fernsehen zeigte ein Bild von der Eröffnungszeremonie, bei der König Konstantin von Griechenland eine Begrüssungsansprache hielt, in sommerlich weisser Uniform.

Bekanntlich ist in Griechenland im April dieses Jahres eine perfekte faschistische Militärdiktatur errichtet worden. Bekanntlich gehörte es zu den ersten Massnahmen dieser Regierung, die Kirche „anzupassen“. Bekanntlich sind auf der vegetationslosen Insel Jaros, ein Stück nördlich von Kreta, noch heute mindestens viertausend politische Häftlinge eingesperrt. Sie leben dort unter Verhältnissen, die nur mit Konzentrationslagern verglichen werden können. Dazu gehören die meisten Politiker, die für eine demokratische Ordnung in Griechenland bürgen konnten. Dazu gehört ein grosser Teil der griechischen Intelligenz... Es ist wirklich kaum zu fassen, dass das Zentralkomitee des Weltkirchenrates trotzdem auf Kreta zusammengetreten ist, scheinbar ungerührt durch die diktatorischen Verhältnisse und die Unterdrückung des Geistes im Gastland, der Legende Vorschub leistend, so